

(Jar. 70), ferner die Vermutung (Jar. 29 und 347 n. 138), in Kassino habe die Zeichensprache keinen Eingang gefunden. Eindeutig mißverstanden wurde das Statut 27 des Petrus Ven., CCM Bd. 6, 63–46 mit Anm. Der Großabt verfügte hier nicht ein größeres Weinquantum (Jar. 69–70), sondern die Rückkehr zum früheren Brauch, aus dem Becher und nicht gerade aus der großen Flasche zu trinken. Zur Entwicklung des *justitia*-Ausdrucks vgl. unsere vorausgeh. Ausführungen.

Die von Kassino abgelehnte *Tracht Klunys* betraf übrigens nicht den dortigen *frocus*, sondern die schon zwanzig Jahre vorher in St. Gallen beanstandete sog. *duplex vestis Klunys* (anders Jar. 347 n. 139). *Nicht genau gelesen* hat Jar. 11–12 die Rev. Mab. 19 (1929) 93 f. – Dom Gougaut hat dort den Odo von Kluny keinesfalls als Erfinder der Zeichensprache erklärt.

*Der Einfluß* des Wilhelm von Dijon auf Gorze (Jar. 336 n. 43) ist übrigens höher anzusetzen, als 1950/51 gesehen werden konnte. Als Jar. 337 n. 55 berichtete, daß Stephan Van Dijk († 1971) den Polirone-Text veröffentlichen wolle, lag dieser schon Jahre im Grab. Und schließlich: das *Heimatkloster des Boherius* in Frankreich hieß *St. Chimian*, nicht wie Jar. 339 schreibt, *St. Chimian*.

*Zusammenfassend* ist festzustellen: Die Exponenten mehrerer Wissenschaftszweige werden dem Verf. dankbar sein. Auch Rezensent beglückwünscht den Autor zu seiner Leistung.

Rom

K. Jos. S. Hallinger

Georges Duby, *Der heilige Bernhard und die Kunst der Zisterzienser*, Stuttgart 1981, 183 S.

Das folgende Zitat aus der Verlagscharakteristik auf dem Schutzumschlag findet gern unsere Anerkennung: „Der große Heilige der zisterziensischen Frühzeit, der mit seiner Versenkung in das Leiden des Erlösers und seiner zarten Marienverehrung der Frömmigkeit eine neue Intensität verlieh, inspirierte Mönche und Laienbrüder auch zu einer neuen Architektur . . ., die Rückkehr zu Armut und Schlichtheit spiegelt sich in der asketischen Einfachheit der Bauten, die körperliche Arbeit, Teilnahme am Werk Gottes, im Funktionalismus der Anlagen. Mit großem historischen Einfühlungsvermögen schildert der französische Mediävist G. D. das Zusammenwirken von geistigem und gesellschaftlichen Wandel, das dieser Kunst den Boden bereitet.“

Es gab zu Beginn unseres Jahrhunderts eine Weise, vom „Kunsthaf der ersten Christen“ zu reden (A. Knöpfler in „Festschrift für G. v. Hertling 1913, 41–48); bis heute berichten die Historiker vom Kunsthaf Bernhards. Erstere Auffassung ist längst widerlegt und vergessen. Die zweite aber ist quellenmäßig belegbar, ihre Widerlegung bedarf weitgespannter, auf Wohlwollen angewiesener Uminterpretierung. Vielleicht läßt sich der Kunst„haf“ in eine Kunst„angst“ umdeuten. Und war es mehr als eine Zufälligkeit, daß Bernhards strenges Verbot des Aufwands, Prunks, Schmucks, der Ziselierung, des Goldes, ja der Farbe, die klare und überzeugende Schönheit der Zisterzienserbauten und -bücher zur Folge hatte? Vor dieser intuitionellen Erkenntnis erscheint der historischen Forschung das Phänomen Bernhard und seine Klostergründungen in seinen Widersprüchen längst nicht genug erforscht. Schließlich hat seine Persönlichkeit die große Geschichte des zweiten Viertels des 12. Jahrhunderts voll in Beschlag genommen, und ist die gewaltige und plötzliche Ausbreitung des Ordens ohne ihn nicht zu denken: sein Briefwechsel mit allen Großen seiner Zeit in den 40 Jahren seines Abbatates zählt 550 Nummern, die Zahl der kritisch erfaßten Handschriften 1500 und damit die Höchstzahl zu allen ihm vergleichbaren Autoren; in der gleichen Zeit wurden an 350 Klöster errichtet oder reformiert. War es nur die Askese, die ganz neue und reine Blüten des Kunstschaffens trieb? Oder nur einfachhin der hohe Bedarf an Kunstwerken für die vielen neuen Klosterkirchen?

Wenn ein Kunsthistoriker das Zusammenwirken von geistigem und gesellschaftlichen Wandel prüft und an den Maßstäben hoher Ethik mißt, seine Ergebnisse zusammenfaßt unter den Leitworten „Glanz“, „Strenge“, „Schöpfung“, „Vermächtnis“, wie Duby im

vorliegenden Buch, gestehen wir ihm gern künstlerische Freiheit zu, sehen auch ein, daß nur eine Kongenialität, fähig der empfindsamen Einfühlung, ein Ergebnis zeitigen kann, das als Dichtung jede historische Datentechnik himmelhoch überragt. Neidlos würden wir uns daran freuen, wie wir Dantes *Divina Comedia* niemals vom Computer überprüfen lassen. Wenn aber ein Essay auf seinen historischen Gehalt hin für eine wissenschaftliche Zeitschrift rezensiert werden soll, dann ist es sicherlich erlaubt, stillschweigend zu korrigieren, um den Eindruck des genialen Wurfes dichterischer Intuitionen nicht zu verwischen, ihn vielmehr anerkennend noch stärker herauszustellen, zumal der Verfasser eine Menge Zitate aus den mittelalterlichen Klassikern in den Fußnoten bringt, die nicht nur seine Belesenheit belegen, sondern deutlich bezeugen, wie sehr er in ihnen lebt. Aber wir sollten nicht zuviel korrigieren müssen; der Verfasser würde sich schließlich verbitten, wenn wir einfach streichen, was uns nicht gefällt. Weil nun vieles uns nicht gefiel, können wir das Werk nur unter dem Vorbehalt empfehlen, daß unsere Leser, wie wir meinen, auf viele Stellen stoßen werden, denen sie kaum zustimmen. Wir notieren einige Stellen aus dem ersten Viertel des Buches:

„Immerhin fühlten sich (= zur Zeit Bernhards) die Herren für ihre Leute verantwortlich. Daher hielten sie es für ihre Pflicht, bestimmte sühnende Gesten zu machen, vor allem die Feste auszurichten, von denen das Heil aller abhing. Die Blüte der geistlichen Kunst in der Lehensgesellschaft geht auf diese Verpflichtung zurück, auf die Zwänge, die ein ideologisches Muster auferlegte . . . Diese Ideologie will beweisen, daß der Müßiggang der Herrschenden, die Steuern, die sie einziehen, und die Verhinderung jeglicher Bereicherung der Arbeitenden dem Willen Gottes entsprechen“ (18).

„Die Aufgabe der Kirchenmänner schließlich ist es, mit Gesten, Formeln und Gesängen den Zorn der unsichtbaren Mächte zu besänftigen“ (19).

„Die nachdrückliche Ermahnung (= in diesem Fall des Petrus Damiani) an die Geistlichen nahm vielfältige Formen an und mischte sich sogar in die ritterlichen Vergnügen ein. Wenn ein Unglück geschah, eine Schlacht verloren wurde, wenn sich im Krieg oder im Turnier ein Unfall ereignete, hatten die Priester sogleich eine Erklärung parat: Die göttliche Gerechtigkeit hatte die Sünder bestraft . . . Solche Ermahnungen wirkten, denn die Ritter bangten um ihre Seelen – vor allem, wenn sie älter wurden oder einer Gefahr entgegensahen und damit mußten rechnen, bald vor dem rächenden Gott zu erscheinen“ (21).

„Im 11. Jahrhundert hatte die Kirche ein Mittel erfunden, die Angriffslust und den Tatendrang des Rittertums auf ein außerhalb der Christenheit liegendes Ziel zu lenken. Im Zeichen des Kreuzes machten sich alle Krieger auf den langen Weg, wie Büsser. Das militärische Unternehmen erhielt damit seine geistliche Rechtfertigung“ (22).

„Die meisten zogen nach Palästina. Unterwegs entdeckten sie viel Unbekanntes: eine weniger rauhe Welt, besser gebaute Kirchen, prächtigere Kirchen und ein Christentum, das nicht nur die Einhaltung von Riten bedeutete, sondern als Nachfolge Christi gelebt wurde. In Galiläa erkannten sie, daß Jesus wirklich ein Mensch gewesen war, und daß er wirklich unter den Menschen gelebt hatte, und daher Gott nicht nur der unnahbare strenge Rächer war, der Hunger und Tod über die gepeinigten Völker brachte“ (22).

„Die Priester aus ihrer Umgebung überzeugten sie davon, daß sie es nicht war (= nicht ausreichende Vorsorge durch gute Werke und Ablässe), daß die Ritter mit Sicherheit der Verdammnis verfallen und auf ewig gebrannt und gebrüht werden würden, daß Gott sie bereits in dieser Welt mit Aussatz und Elend strafen würde, wenn sie nicht etwas von ihrem Reichtum hergäben“ (25).

„Zur Zeit der Bekehrung Bernhards glaubten selbst die besten Jünger Christi – von einigen Narren abgesehen –, die erste Pflicht des Evangeliums den Armen Gottes zu geben, mit einer dürftigen mechanischen Geste erfüllen zu können“ (37).

„Man wollte (in Cluny mit ausgedehnten Totengottesdiensten) den Toten helfen, sie aus der Gewalt des Teufels zu befreien. Doch der Chor der Mönche wollte auch – in einem unaufhörlichen, erbitterten Kampf – die Lebenden dieser Macht entreißen. Der Gesang, männlich, ungestüm, heftig (vergessen wir die süßlichen Modulationen, die heute die gregorianischen Melodien verfälschen), wurde wie ein Kriegsgesang hinausgeschmettert . . . Nicht ganz zu Unrecht hat man im kluniazensischen Chorgesang eine

Sublimierung des ritterlichen Ungestüms sehen wollen, eine symbolische Ablenkung der Aggressivität, die die dem militärischen Adel entstammenden Mönche in sich trugen“ (41).

Wir beenden unsere kleine „Blütenlese“. An den gerügten Stellen gleitet die allzu glatte Darstellung ins Klischeehafte ab, schließt sich Ansichten an, die als längst überholt zu gelten haben. Gerade der Kunstgeschichte muß ein gerader Sinn für das Echte und einmalig Wertvolle eigen sein, der vorschnelle, unbewiesene, unbegründete, wenn auch noch so schillernde „Lösungen“ sorgsam meidet. Dieses Gesetz ist hier nicht eingehalten. Gleichzeitig lagen dem Rezensenten ordenshistorische Werke von fast übertriebener Nüchternheit vor – wie der Katalog zur Ausstellung des Landschaftsverbands Rheinland, Rhein. Museumsamt Brauweiler, „Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit, Köln 1981 (Schriften des Rheinischen Museumsamtes 10), 707 S., und Gerd Steinwascher, Die Zisterzienserstadthöfe in Köln, Bergisch Gladbach 1981 (Jahresgabe des Altenberger Dom-Vereins 1981), 254 S. Wenn auch ihre Nüchternheit nicht ein Ideal ist, so braucht an ihren wissenschaftlich-historischen Wert doch kein Zweifel herangetragen werden, während das Werk Dubys nicht unter dem gleichen Spannungsbogen festzuhalten ist. Sein Versuch mag sich dahin auswirken, daß sich endlich jemand findet, der die kritischen Vorarbeiten zur Geschichte St. Bernhards und der Zisterzienser, unter denen das Lebenswerk Jean Leclercqs, Clerf, rühmlich zu erwähnen ist, genial zusammengefaßt und dantesk (*sit venia verbo!*) zur Darstellung brächte.

*Siegburg*

*Rhaban Haacke*

*Lettres des premiers Chartreux II. Les moines de Portes Bernard – Jean – Étienne. Introduction, texte critique, traduction et notes par un Chartreux (Sources Chrétiennes 274), Paris, Les éditions du Cerf, 1980, 240 S.*

Im Jahre 1962 erschien in der Sammlung Sources Chrétiennes als Band 88 ein erster Band mit Briefen der ersten Kartäuser St. Bruno, Guigo und St. Anthelm. Im Jahre 1980 erschien der zur Besprechung vorliegende zweite Band, der Briefe der Mönche Bernhard, Johannes und Stephan von der Kartause Portes enthält. Der genannte Bernhard und Pontius, Mönche der Benediktinerabtei Ambronay, gründeten im Jahre 1115 die Kartause Portes im französischen Jura. Bernhard war der erste Prior. Die Mönche Johannes und Stephan gehörten zur ersten Generation. Aus ihrer Hand stammen neun Briefe religiösen Inhalts, die hier vorgelegt werden. Sie sind nach der heutigen Kenntnis in drei Handschriften überliefert: Ms. 335 der Bürgerbibliothek Bern (B), Ms. 42 der Universitätsbibliothek Lyon (P) und Ms. 1331 der Municipalbibliothek Troyes (T). Die älteste und beste Handschrift ist B. Sie stammt aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts (ca. 1160–70) und gehörte ursprünglich der Kartause Portes. Die Handschrift von Lyon gehört ebenfalls dem 12. Jahrhundert an, ist aber etwas jünger als B. Auch sie bietet einen guten Text. Der ursprüngliche Besitzer ist unbekannt, später gehörte sie den Jesuiten von Tournon. Die Handschrift T gehört dem 13. Jahrhundert an. Sie ist eine Kopie von P, weist aber zahlreiche Varianten auf, die auf eine beabsichtigte Verbesserung des Stils zurückgehen. Die Handschrift gehörte ursprünglich der Abtei Saint-Claude.

Die neun Briefe wurden erstmals im Jahre 1657 von Pierre-François Chifflet S.J. nach der Handschrift von Saint-Claude (= T) herausgegeben. Die Ausgabe wurde 1677 in die Maxima Bibliotheca Patrum (t. 24) aufgenommen und von da in die Patrologia Latina von Migne übernommen (PL 153, 899–930). Die neue Ausgabe folgt der Handschrift B. Nur wo offensichtliche Versehen des Kopisten vorliegen, folgt sie der Handschrift P. Der Herausgeber, ein Kartäuser, hüllt sich in Schweigen.

Die Anordnung der neun Briefe ist in den Handschriften und in der Ausgabe von Chifflet verschieden. Der letzte Herausgeber hat sie alphabetisch nach den Namen der Autoren angeordnet, so daß der Prior Bernhard an erster Stelle steht. Von ihm sind zwei Briefe überliefert und dazu ein gemeinsamer Brief mit den Mönchen Johannes und Stephan. Der erste Brief ist an einen Reklusen Rainaldus gerichtet, der in der Nähe der